

Einleitung.

Charakterzüge und Anekdoten.

Beim Beginn dieser Memoiren halte ich es für angemessen, einige allgemeine Bemerkungen über die Person und den Charakter Napoleon's I. und der Mitglieder seiner Familie vorzuschicken. Dies wird mir meine immerhin schwierige Aufgabe erleichtern und namentlich dazu dienen, in meiner Erinnerung die Menge der verschiedenartigsten Eindrücke während eines Zeitraums von zwölf Jahren übersichtlich zu ordnen.

Ich beginne mit Bonaparte selbst und gestehe gern, daß ich ihn keineswegs immer aus demselben Gesichtspunkte betrachtet habe, wie heute; denn wie er selbst mit den Jahren sich entwickelte und sich vielfach veränderte, so ist es auch mit meinem Urtheil über ihn der Fall; aber jeder übelwollende Gedanke liegt mir persönlich so fern, daß es mir gradzu unmöglich erscheint, in meiner Schilderung nicht in den Grenzen der strengsten Wahrheit zu bleiben.

Napoleon Bonaparte

Bonaparte ist von kleiner und nicht eben vortheilhafter Gestalt, weil sein Oberkörper gegen den übrigen Theil seiner Figur zu groß ist. Er hat dünnes, kastanienbraunes Haar und graublau Augen. Seine Gesichtsfarbe, die früher in's Gelbliche spielte, wurde später von einer marmornen Blässe, der jedes Kolorit fehlte. Im Profil war sein Antlitz schön zu nennen, namentlich die Linie seiner Stirn und Nase, die an jene klassischen Köpfe erinnerte, wie man sie wohl auf antiken Medaillen sieht. Sein Mund hatte trotz der schmalen Lippen etwas Angenehmes, wenn er lächelte und dabei seine wohlgeordneten Zäh-

ne zum Vorschein kamen. Sein Kinn schien etwas verkürzt und entbehrte der sanften Rundung, dagegen waren seine Füße und Hände sehr schön, was ich schon deshalb nicht unerwähnt lassen darf, weil er selbst sich sehr viel darauf einbildete.

Seine Haltung war immer etwas nach vorn gebeugt und seine in der Regel glanzlosen Augen gaben seinem Gesicht in ruhigen Momenten einen melancholischen, nachdenklichen Ausdruck. Wenn er aber in Zorn gerieth, was ihm häufig passirte, so wurde sein Blick wild und drohend. Sein Lächeln dagegen, das ihn sehr gut kleidete, entwaffnete sofort, denn es schien seine ganze Person zu verjüngen. Dies Lächeln verschönte ihn in auffallender Weise und es fiel dann schwer, sich dadurch nicht gewinnen zu lassen.

In seiner Kleidung war Bonaparte immer sehr einfach, denn er trug gewöhnlich die Uniform eines seiner Garderegimenter. Reinlichkeit war ihm mehr Sache des Prinzips als des Geschmacks; er nahm aber oft ein Bad, manchmal mitten in der Nacht, weil er dies seiner Gesundheit sehr zuträglich hielt. Im Übrigen, schon wegen der Hast, mit welcher er Alles that, war sein Anzug vernachlässigt, und seine Kammerdiener hatten an den Galatagen, wo er im „Großen Kostüm“ erschien, immer ihre liebe Noth, ihm noch das eine oder andere Stück zurechtzurücken und anzuheften. Deshalb bewegte er sich auch stets in solchem Kostüm etwas schwerfällig, eben weil ihm jeder Zwang unerträglich war. Er zerbrach oder zerriß Alles, was ihn an seinem Anzuge nur im geringsten belästigte, und mancher arme Diener erhielt in einem solchen Moment einen sehr deutlichen und fühlbaren Beweis seines Ärgers.

Ich sprach soeben von dem verführerischen, herzwinnenden Lächeln Bonaparte's, muß aber doch hinzusetzen, daß ich dasselbe nur sehr selten bei ihm wahrgenommen habe. Der Ernst war der Grundzug seines Charakters, aber nicht jener edle Ernst einer angeborenen Würde, sondern mehr jener andere, der aus einem tieferen Denken entspringt. In seiner Jugend ein Träumer, neigte er später zur Schwermuth, und diese verwandelte sich noch später in eine fast beständige üble Laune. Als ich ihn kennen lernte, hing er vielfach schwärmerischen Gedanken nach, las mit Vorliebe Ossian, hörte gern traurige Musik, und seine Zimmer mußten sich stets in einem Halbdunkel befinden. Ich habe ihn sogar ganz begeistert von dem Säuseln und Brausen des Windes, von dem Murren und Rauschen der Wellen reden hören; ja, er wies nicht einmal den Glauben an übernatürliche Dinge, oder doch sonst manche Art von Aberglauben, entschieden zurück. Wenn er Abends aus seinem Arbeitszimmer in den großen Salon der Madame Bonaparte trat, so ließ er oft die Lampen und Kerzen durch matte Gaseschleier verhüllen; dann gebot er uns stillzuschweigen und erzählte die abenteuerlichsten Gespenstergeschichten; oder er ließ sich, meist von italienischen Künstlern, sanfte schwermüthige Lieder vorsingen, die nur von wenigen Instrumenten leise begleitet werden durften. Dann sahen wir

ihn in ein tiefes Träumen versinken, das natürlich Jeder respektirte, so daß man nicht die geringste Bewegung zu machen oder gar von seinem Platz aufzustehen wagte. Ein solcher Zustand schien ihm alsdann, wenn er wieder zu sich kam, eine Art von Erholung verschafft zu haben, denn in der Regel wurde er darauf ganz heiter und mittheilend. Er sprach sich dann auch wohl über die verschiedenen Empfindungen aus, die in solchen Momenten durch die Musik in ihm hervorgerufen wurden. Paesiello war ihm am liebsten, „er ist monoton“, sagte er, „aber grade durch diese Einförmigkeit weiß er uns zu fesseln.“ Bonaparte hätte anstatt „uns“ „mich“ sagen müssen, denn nur Wenige theilten diese Ansicht. Aber sein mathematisch gebildeter Geist wollte sogar seine Gemüthsstimmungen analysieren, deshalb dachte er auch wohl mehr als irgend ein Anderer über das „Warum“ aller menschlichen Handlungen nach. Sich selbst beobachtete und erforschte er in dieser Beziehung unaufhörlich, und dies mag auch wohl der Grund sein, daß seinem Wesen alles Unmittelbare fremd geblieben ist. Weil er aber die anderen Menschen nach sich selbst beurtheilte, hat er sich so oft zu seinem großen Nachtheile in ihnen getäuscht.

Eigentliche Erziehung und sogenannte äußere Bildung besaß Bonaparte so gut wie gar nicht; er schien unwiderruflich dazu bestimmt zu sein, entweder unter einem Zelte mit Halbwilden zu leben, wo völlige Ungebundenheit herrscht, oder auf einem Thron, wo Alles erlaubt ist. Er versteht nicht einmal wie andere Menschenkinder ordentlich in ein Zimmer einzutreten, oder sich aus demselben zu entfernen; er weiß nicht, wie man grüßen muß, oder wie man einen Stuhl nimmt, um sich zu setzen, und wie man aufsteht. Seine Bewegungen und Gesten sind immer kurz, abgebrochen und eckig, und ebenso seine Sprache und Ausdrucksweise. Das melodische Italienisch verlor in seinem Munde allen und jeden Wohlklang. Welche Sprache er auch sprechen mochte, immer schien ihm dieselbe fremd und angelernt zu sein; man hörte ihm den Zwang an, den er sich anthat, um sich deutlich auszudrücken. Regel und Gesetz schienen ihm eine unerträgliche Last und jede Freiheit, die er sich nahm, ein Sieg zu sein; sich unterordnen, und wäre es nur unter eine grammatische Regel gewesen, wie es doch jeder nur halbwegs Gebildete thut, war ihm unmöglich.

Seltsam genug hat er in seiner Jugend, neben dem ernstn Studium der exakten Wissenschaften, auch viele Romane gelesen, aber unglücklicherweise immer die allerschlechtesten. Und doch muß ihm etwas von diesem Geschmack auch in späterer Zeit geblieben sein, denn als er mit seiner zweiten Gemahlin, einer österreichischen Erzherzogin, vermählt war, empfahl er ihr einst angelegentlich die Lektüre der «Contemporains», weil sie dadurch, wie er sagte, „am besten ihren Geist bilden und zarte Gefühle und angenehme Manieren erlangen würde.“⁸

Um Bonaparte richtig zu schildern, thut man am besten, seine eigene eben-erwähnte analytische Weise zu befolgen, und ihn nach drei bestimmten Seiten

hin zu beurtheilen, und zwar nach seiner Seele, seinem Herzen und seinem Verstande, und das umsomehr, als diese drei stets in seinem Wesen auf das Entschiedenste getrennt waren.

Wie hoch man nun auch einzelne seiner geistigen Eigenschaften stellen mag, so ist man doch zu dem Geständnis gezwungen, daß es nichts Niedrigeres gab, als seine Seele. Keine Hochherzigkeit, keine wahre Größe. Niemals habe ich ihn eine edle Handlung bewundern sehen, denn er hatte dafür kein Verständniß. Ja, jede noble Regung bei einem Anderen rief sofort sein Mißtrauen hervor. Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit galten ihm wenig oder nichts, und er gestand ganz offen, daß er die geistige Überlegenheit eines Menschen nur nach dem Geschick, mit welchem er zu lügen verstehe, beurtheile, und scherzend erzählte er, daß einer seiner Oheime ihm mehrfach prophezeit habe, er werde es einst zu hohen Dingen bringen und am Ende gar die Welt regieren, weil er so gut zu lügen wisse. „Metternich“, hörte ich selbst ihn sagen, „ist nahe daran, ein großer Staatsmann zu sein, denn keiner lügt wie er.“

Alle seine Mittel, die Menschen zu beherrschen, hat Bonaparte stets in den niedrigen Regionen genommen, d. h. da, wo er sie herabwürdigen konnte. Jedes Band gegenseitiger Neigung war ihm verhaßt, Jeden, dem er seine Gunst zuwendete, suchte er sofort zu isolieren und ihm zugleich einen Makel anzuhafeln, in der Überzeugung, daß er die Menschen desto inniger an sich fesselte, je mehr er sie in der öffentlichen Meinung blosstellte. Tugend ließ er nur gelten, wenn er sie auf irgend eine Art lächerlich machen konnte.

Ebenso galt ihm auch der eigentliche Ruhm niemals als das Höchste, sondern weitmehr der Erfolg; im Glück war er deshalb stets von einer beispiellosen Kühnheit, so wie aber das Unglück über ihn hereinbrach, fand es ihn furchtsam und unentschlossen. Der Muth zu einer edlen und vollends opferfreudigen That war ihm völlig fremd. Er selbst hat uns in dem folgenden Falle dafür einen Beweis geliefert und noch dazu deutlicher, als wir in unserer eigenen Erfahrung einen ähnlichen finden könnten.

Es war nach der großen Niederlage bei Leipzig, wo er, in fluchtähnlicher Hast nach Paris zurückgekehrt, sofort die Reste seiner besiegten und zerstreuten Armeen wieder zu sammeln suchte, als er sich eines Tages mit Talleyrand⁹ über den Mißerfolg des spanischen Krieges und die ihm daraus erwachsenen Verlegenheiten unterhielt. Er sprach sich sehr offen über seine Lage aus, freilich nicht mit jener Offenheit, die einen begangenen Fehler einräumt (denn die ganze spanische Expedition war einer seiner größten politischen Fehler) sondern mit hochfahrendem Stolz, der sich einmal veranlaßt fühlt, die Wahrheit zu sagen. Mitten in diesen Erörterungen, in denen er sich sehr gehen ließ, unterbrach ihn Talleyrand mit den Worten: „Aber, Sire, Sie reden mit mir und fragen mich um Rath, und vergessen ganz, daß wir miteinander brouillirt sind.“ – „Ach was!“ entgegnete Bonaparte, „Umstände verändern die Sache. Lassen

wir die Vergangenheit und die Zukunft; es handelt sich um den gegenwärtigen Augenblick, und darüber will ich Ihre Ansicht wissen.“

„Gut“, erwiderte der Minister, „meine Ansicht ist diese: Sie haben sich getäuscht. Das müssen Sie offen eingestehen und noch dazu in nobler Weise. Erlassen Sie eine Proklamation, in welcher Sie sagen, daß Sie, als Kaiser und König nach der freien Wahl der Völker, niemals die Absicht gehabt, sich gegen den Willen derselben aufzulehnen. Sie hätten damals den Feldzug nach Spanien begonnen, in der Meinung, das Land von einem schlechten Minister, der sich auf die Verblendung eines schwachen Fürsten stützte, zu befreien. Sie hätten aber jetzt, nach besserer Erwägung, die Überzeugung gewonnen, daß die Spanier, wenn sie auch die Fehler ihres Königs eingestehen, doch ihrer Dynastie treu bleiben wollten, weshalb Sie, Sire, nicht anständen, ihnen diese Dynastie wiederzugeben, damit es nicht heiße, Sie hätten irgendwie dem Willen der Nation entgegen gehandelt. Hierauf setzen Sie den König Ferdinand in Freiheit und ziehen Ihre Truppen zurück. Ein solches Geständniß, jetzt noch von Ihrer Höhe und wo die Verbündeten noch zögern, unsere Grenzen zu überschreiten, würde Ihnen Ehre machen und Ihnen Sympathien erwecken, denn noch sind Sie zu stark, um dasselbe als einen Akt der Feigheit erscheinen zu lassen.“

„Feigheit?“, entgegnete Bonaparte, „was kümmert mich die Feigheit! Ich würde sofort eine Feigheit begehen, wenn sie mir nützlich sein könnte. Was ist denn im Grunde edel und was ist niedrig in der Welt? Ich vereinige in meinem Charakter Alles zu einem Gewaltherrscher, und weiß Jeden zu täuschen, der mich zu kennen meint. Im Nothfalle kann ich also auch feige sein, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich, wenn es sein müßte, mich leicht entschließen würde, das zu thun, was man im bürgerlichen Leben eine ehrlose Handlung nennt. Ich schwärme gar nicht sehr für Hochherzigkeit und Seelengröße, mit denen ich mich nur nach Außen hin, wie mit einem Flitterstaat, behängen muß, um das Urtheil der Welt über mich irre zu leiten. Deshalb handelt es sich heute für mich nur darum, ob mir Ihr Rath von politischem Nutzen sein kann, oder nicht, wobei ich mich außerdem noch im Stillen frage, ob Sie nicht am Ende noch mit diesem Rath ein geheimes Nebeninteresse, oder sonst einen Hintergedanken verbinden.“ „Diese letzten Worte“, fügt Talleyrand hinzu, „sagte Napoleon mit einem diabolischen Lächeln“ – und wir meinen, daß der Kaiser dazu wohl Ursache haben mochte.

Noch eine andere Geschichte, selbst auf den Vorwurf hin, etwas zu lang bei diesen einleitenden Details zu verweilen, möchte ich gern mittheilen, weil sie ganz hierher gehört. Sie rührt gleichfalls von Talleyrand her, der sie folgendermaßen erzählt: „Als Bonaparte im Begriffe stand, sich nach Ägypten einzuschiffen, besuchte er mich noch am Tage vor seiner Abreise. Ich war damals Minister unter dem Direktorium, lag aber krank zu Bette. Bonaparte öffnete mir sozusagen sein Herz, und sprach mit jugendlicher Begeisterung von seinen

glänzenden Hoffnungen und weitgehenden Plänen. Ich hörte ihm theilnehmend zu, denn mich interessirte dieser stürmische Geist, zumal mir die Hindernisse recht gut bekannt waren, die ihm von versteckten Gegnern in den Weg gelegt wurden. Plötzlich gestand er mir, daß er in großer Geldverlegenheit sei und sich gar nicht zu helfen wisse. General, sagte ich zu ihm, öffnen Sie meinen Sekretair, der dort an der Wand steht, Sie finden in dem oberen Fach hunderttausend Franken, die mir persönlich gehören. Nehmen Sie sie, ich gebe sie Ihnen gern, Sie können sie mir ja später zurückgeben. Bonaparte fiel mir um den Hals und es that mir innerlich wohl, ihm diese Freude bereitet zu haben. Als er Konsul geworden war und längst seine Schuld an mich getilgt hatte, kam er einst nochmals auf diese Scene zu sprechen und fragte mich: „Was hatten Sie eigentlich damals für ein Interesse, mir jene Summe zu leihen? Hundertmal habe ich darüber nachgedacht, aber mir nie erklären können, was Sie damit beabsichtigten.“ Was sollte ich für ein Interesse, oder einen besonderen Zweck dabei gehabt haben, antwortete ich; gar keinen. Ich fühlte mich sehr krank und dachte wohl an die Möglichkeit, daß wir uns nie wiedersehen würden. Sie dagegen waren jung und voll ehrgeiziger und hochfliegender Entwürfe, und das machte auf mich einen lebhaften Eindruck. Da habe ich Ihnen denn den kleinen Dienst geleistet und natürlich ohne irgend einen Nebengedanken. „Wenn dem wirklich so ist“, entgegnete Bonaparte trocken, „so haben Sie damals sehr unverständlich und unüberlegt gehandelt.“

Wie deutlich und zugleich wie betrübend tritt hier der egoistische Charakter Bonapartes hervor, der für einen uneigennütigen Freundschaftsdienst gar kein Verständniß hat, ja einen solchen lächerlich oder doch tadelnswerth findet, mit einem Worte gar nicht begreift, wie jemand ohne einen bestimmten selbstsüchtigen Zweck irgend etwas zu Gunsten eines Andern thun kann.

Ich müßte jetzt, um in meiner Analyse fortzufahren, von dem Herzen Bonapartes sprechen, aber es ist schwer, über eine Sache zu reden, die nicht existirt. Und dies scheint wirklich bei Bonaparte der Fall zu sein, der ganz den Eindruck macht, als hätte ihn der Schöpfer in dieser Beziehung vergessen. Dies klingt sehr hart, aber ich glaube trotzdem mit dieser Behauptung ganz in den Grenzen der Wahrheit zu bleiben.

Vielleicht hat er aber auch die Stimme seines Herzens gewaltsam unterdrückt, bis er sie gänzlich erstickt hat. Der betäubende Lärm, mit dem die Fama des Ruhms stets seinen Namen umgab, ließ sanfte Regungen gar nicht in ihm aufkommen, so daß ihm die durch Bande des Blutes bestehenden innigen Gefühle und Neigungen der Menschen zu einander so gut wie unbekannt, oder doch unverständlich waren. Schlachtendonner war seine „Stimme der Natur“, und sogar die Liebe zu seinem Sohne hatte darunter zu leiden, wenigstens war sie nicht so unmittelbar wie die anderer „gewöhnlicher“ Väter.

Auch hier weiß ich einen sehr charakteristischen Zug. Eines Tages erschi-

en Talma¹⁰, der in großer Gunst stand, zur Frühstücksstunde beim Kaiser, wo man diesem grade den kleinen Napoleon gebracht hatte. Der Kaiser nahm das Söhnchen auf den Schooß, aber ohne es zu liebkosen, hob ihm das Röckchen in die Höhe, wie man bei unartigen Kindern thut, wenn man sie züchtigen will und schlug ihn, natürlich ganz sanft und zart, „hintendrauf“, und fragte dann den Künstler: „Sagen sie mir, Talma, was mache ich da?“ Dieser fand begreiflich nicht gleich eine passende Antwort, und der Kaiser rief lachend: „Sehen Sie denn nicht? ich prügele einen König.“ (Den König von Rom.)

Aber trotz seiner gewöhnlichen Herzlosigkeit mag Bonaparte doch wohl manchmal etwas empfunden haben, das Liebe war, natürlich in seiner Weise. Denn mit der Liebe ist es ähnlich wie mit den religiösen Gefühlen, die sich ja auch nach der Individualität eines jeden Menschen modificiren. Bei einem gefühlvollen, hingebenden Gemüth geht sie ganz auf in dem geliebten Gegenstande, aber bei einem Manne wie Bonaparte ist sie nichts als eine andere Art von Despotismus.

Der Kaiser hat selbst unzählige Male gesagt, daß er die Frauen verachte; wie war es ihm da möglich, sie zu lieben? Ihre Schwäche war ihm ein unwiderleglicher Beweis ihrer Inferiorität, welchen Ausdruck er sehr gern gebrauchte, und der Einfluß, den sie trotzdem in der civilisirten Welt erlangt hatten, erschien ihm als eine unerträgliche Usurpation (gleichfalls einer seiner beliebten Ausdrücke) – zumal er, wie Talleyrand sagte, im Grunde stets ein persönlicher Feind der Civilisation gewesen, weil sie ihm viel zu große und deshalb beunruhigende Fortschritte machte.

Also schon in dieser Beziehung fühlte Bonaparte stets den Frauen gegenüber einen gewissen Zwang, und da ihn jede Art von Zwang sofort in üble Laune versetzte, so näherte er sich ihnen fast mit Widerwillen, eben weil er sie nicht zu behandeln, nicht mit ihnen umzugehen wußte. Nur ganz wenigen Frauen war es daher vorbehalten, ihn hierin einigermaßen auf andere Gedanken zu bringen.

Von welcher Natur die ersten sogenannten zarten Verhältnisse in seiner Jugend gewesen sein mögen, kann man sich unschwer vorstellen. In Italien fand er eine völlige Ungebundenheit der Sitten, welche durch die französischen Soldaten nur noch vergrößert wurde, und als er nach Frankreich zurückkehrte, waren dort alle sozialen Verhältnisse so gut wie aufgelöst. Das Direktorium war von einer gänzlich verdorbenen Lust umgeben; gefallsüchtige, leichtfertige Weiber, dazu Abenteurer aller Art, Stellenjäger und Lieferanten, das waren die tonangebenden Elemente, und in einer solchen Gesellschaft lernte Bonaparte zuerst die Pariserinnen kennen. Als er später Konsul geworden, und seine Generale und Adjutanten veranlaßte, sich zu verheirathen und dann ihre Gemahlinnen an seinen neugeschaffenen Hof zog, fand er entweder nur sehr junge, verlegene und furchtsame Frauen, oder die Gattinnen seiner bereits ver-

heiratheten Waffengefährten, die sich aber auch, weil sie nur durch das Glück ihrer Männer aus unscheinbaren Verhältnissen in diesen glänzenden Kreis gerathen waren, nicht recht zu benehmen wußten.

Ein weiterer Grund, der bei Bonaparte, den fast immer und ausschließlich wichtige politische Fragen beschäftigten, wohl hin und wieder eine flüchtige Neigung entstehen ließ, war seine Eitelkeit. Eine Frau fand ohnehin nur Gnade vor seinen Augen, wenn sie schön, oder doch wenigstens jung war. Er mochte wohl der Ansicht sein, daß man uns umbringen solle, wenn wir zur Fortpflanzung des Geschlechtes genügend beigetragen, wie ja auch so viele Insekten nach dem Naturgesetz alsbald sterben, wenn sie ihre Eier gelegt haben. Für seine erste Gemahlin hatte er aber doch ein etwas herzlicheres Gefühl; jedenfalls ist sein Blut durch sie und für sie oft in heißere Wallung gerathen. Denn selbst das harte Gemüth eines Bonaparte ist nicht immer gegen derartige Eindrücke gewappnet.

Er war jung, als er die schöne Wittve des Generals Beauharnais kennen lernte, die sowohl durch ihren Rang als durch die vornehme Eleganz ihrer Erscheinung und ihres ganzen Wesens die Augen Aller auf sich zog. Sie bemerkte ihn gar bald und zeichnete ihn aus, und das schmeichelte seinem Stolz; durch ihre Vermittlung erhielt er einen höheren Rang in der Armee, und er gewöhnte sich nach und nach, Alles was ihm an Glück und Gunst widerfuhr, ihr zuzuschreiben. Er betrachtete sie lange als seinen guten Geist, und sie verstand es sehr geschickt, ihn in dieser Stimmung zu erhalten, indem sie dadurch zugleich einen bedeutenden Einfluß auf ihn erlangte. Später wußte sie sogar diesen Einfluß die beabsichtigte Ehescheidung, wenn auch nur vorübergehend, zu hintertreiben.

Als er sich endlich mit ihr vermählte, hatte er sich jedenfalls mit einer damals hochstehenden Dame verbunden, also wieder etwas erobert. „Une conquête de plus“, wie er selbst sich ausgedrückt haben soll. Ich werde später noch Gelegenheit finden, den Zauber und die Macht, welche diese Frau auf ihn ausübte, näher zu beleuchten.

Obwohl nun Bonaparte seine Gemahlin allen anderen Frauen vorzog, so habe ich ihn doch zwei oder drei Mal anderweitig verliebt gesehen, und dann trat so recht der Despotismus seines Charakters hervor. Das kleinste Hindernis reizte sofort seinen Zorn. Und wie roh benahm er sich dann gegen seine Gattin, wenn diese ihre Eifersucht nicht bemeistern konnte. „Du mußt dir dergleichen verliebte Launen von mir gefallen lassen, ja es ganz natürlich finden, daß ich mir manchmal solche kleine Zerstreuungen gestatte. Auf all deine Klagen habe ich keine andere Antwort, als: Ich bin Ich. Denn ich bin ein ganz anderes Wesen als die übrigen Menschen, und ich lasse mir von Niemand in der Welt etwas vorschreiben.“ Aber ähnlich wie er Josephinen behandelte, wenn er sie momentan vernachlässigte, trat er auch gegen diejenigen auf, die er zum Gegenstande seiner flüchtigen Neigung gewählt hatte. So wie er fühlte, daß man

ihn irgendwie zu dominiren beabsichtigte, war es mit seiner Leidenschaft vorbei, und nach mehr oder weniger leicht errungenem Siege, löste er schnell die Bande, ganz unbekümmert, wie man im großen Publikum darüber urtheilte. –

Ich komme jetzt auf den Verstand, oder wie man auch sagt, auf den Geist des Kaisers zu sprechen. Dieser war im höchsten Grade außerordentlich, und schwerlich mag wohl ein anderer Sterblicher ihn darin übertroffen haben. Unterricht und Studium hatten nur wenig dazu beigetragen, denn er war in mehr als einer Beziehung gradezu unwissend. Er hatte nicht viel und, was er las, stets oberflächlich gelesen. Mithin waren seine positiven Kenntnisse gering, aber er hatte sie stets gegenwärtig und wußte sie mit seiner lebhaften Einbildungskraft dergestalt zu verwerthen, daß er stets dadurch imponirte.

Was aber sonst Alles in seinen Kopf hineinging und was er darin mit Leichtigkeit ordnete und klassificirte, war unermesslich und gränzte an's Wunderbare. Eine einzige Idee ließ sofort tausend andere in ihm entstehen, ein einziges Wort konnte ihn zu einer ganzen Rede hinreißen, in welcher man allerdings oft die klare Logik vermißte, aber den Flug seines Geistes bewundern mußte.

Für mich war es stets ein großer Genuß, ihn sprechen zu hören, denn von einer eigentlichen Unterhaltung mit ihm konnte nicht wohl die Rede sein; er gestattete allerdings, vorzüglich wenn er bei guter Laune war, Bemerkungen und Einwürfe, aber man begreift leicht, daß man es nur selten wagte, welche zu machen. Sein Hof, der anfangs ganz militärisch war, hatte sich von jeher daran gewöhnt, Alles, was er sagte, weil es von ihm, dem obersten Befehlshaber kam, mit schuldigem Respekt anzuhören, und später wurde dieser Hof so großartig und die Zahl der Anwesenden so bedeutend, daß man sich wohl hütete, durch irgend eine Entgegnung die Aufmerksamkeit zu erregen und sich am Ende gar blozustellen.

Wie ich bereits bemerkte, sprach Bonaparte schwerfällig und unschön, aber was er sagte, war fast immer geistreich und durch die Gedankenfülle überraschend und staunenswerth. Sogar die grammatischen Fehler und sonstigen Verstöße gaben seiner Rede einen originellen und energischen Anstrich. Er bedurfte auch gar keiner Replik, er redete sich selbst in's Feuer. Hatte er einmal einen Gegenstand ergriffen, dann flogen die Gedanken nur so mit ihm davon, aber er gab dabei genau Acht, ob man ihm auch folgte, und wenn er dies an den Blicken und Bewegungen der Zuhörer erkannte, so zeigte er deutlich Freude und Befriedigung. Das sicherste und zugleich bequemste Mittel, ihm zu gefallen, bestand entschieden darin, ihm aufmerksam zuzuhören. Wie ein Schauspieler durch den Effekt, den er im Publikum hervorruft, animirt und angespornt wird, so nahm die Rede Bonapartes an Lebhaftigkeit und Bedeutung zu, sobald er bei seinem Auditorium Verständniß und Beifall bemerkte. Mich selbst nannte er gleich in der ersten Zeit, wo ich noch kaum einige gewöhnliche Phrasen an ihn gerichtet hatte, laut eine geistreiche Frau, blos weil ich ihm aufmerksam

zuhörte, was wieder ganz natürlich war, weil mich der außerordentliche Mann in hohem Grade interessirte.

Er sprach mit begreiflicher Vorliebe viel von sich selbst, schilderte gern seinen Charakter, seine Denk- und Handlungsweise und kritisirte sich dabei, wie wenn er von einer fremden Person spräche. Nur auf diese Weise, pflegte er dann zu sagen, könne man sich selbst genau kennen lernen und sogar aus seinen Fehlern Nutzen ziehen, vornehmlich in großen und wichtigen politischen Fragen. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich einst, wie Talleyrand seinen Nachbarn zuflüsterte: „Dieser verteufelte Kerl führt die ganze Welt am Narrenseil. Selbst bei seinen Leidenschaften kann man ihn nicht fassen, denn er weiß noch immer durch einige Hinterthüren zu entschlüpfen.“¹¹

So ist mir noch heute eine Scene gegenwärtig, die eklatant beweist, wie sehr Bonaparte es verstand, wenn es sein mußte, von der heitersten, unbefangenen Ruhe in den heftigsten Zorn umzuspringen, und zwar nach seinem eigenen Gutdünken, ganz aus sich selbst.

Es war kurz vor dem letzten Bruch mit England; durch Paris flog bereits die Nachricht von einem neuen bevorstehenden Kriege, und es hieß, der englische Botschafter, Lord Withworth, stehe auf dem Punkt abzureisen. Der Erste Konsul pflegte damals in jedem Monat einmal die fremden Gesandten mit ihren Frauen zu empfangen und zwar in den Gemächern seiner Gemahlin. Bei dieser Audienz wurde stets ein außerordentlicher Pomp und Luxus entfaltet. Die sämmtlichen Herrschaften begaben sich in den großen Empfangssaal, wo sie sich nach ihrem Range aufstellten, und wenn dies geschehen war und man eine geraume Zeit gewartet hatte (denn auch das gehörte dazu), so meldete ein Huissier mit lauter Stimme die Ankunft des Ersten Konsuls. Dieser erschien in Begleitung seiner Gemahlin und von einigen Herren und Damen gefolgt. Der Palastpräfect stellte dann die Anwesenden einzeln vor, Madame Bonaparte setzte sich einige Augenblicke, und Bonaparte selbst unterhielt sich unterdessen kürzer oder länger mit dem einen oder anderen Botschafter, grüßte leicht und zog sich dann zurück, wie er gekommen war. Also ganz wie an einem königlichen Hofe.

So war auch diesmal wieder, wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges, das diplomatische Corps in den Tuileries versammelt. Ich befand mich im Schlafzimmer der Madame Bonaparte, die grade ihre Toilette beendigte. Der Erste Konsul war auch schon gekommen; er hatte sich auf den Teppich des Bodens gesetzt und spielte in ausgelassener Weise mit dem kleinen Napoleon, dem Sohne seines Bruders Louis.¹² Zugleich musterte er mit Kennerblicken die Robe und den Schmuck seiner Gattin, und auch mein Anzug wurde scherzhaft von ihm kritisirt. Ich hatte ihn kaum jemals in so guter Laune getroffen und sagte ihm, daß die Botschafter, wenn sie ihn in einer so heiteren Stimmung sähen, gewiß nach der Audienz die beruhigendsten und friedlichsten Berichte

an ihre Höfe absenden würden, und daß von einem nahen Kriege gar nicht die Rede sein könne. Bonaparte lachte von Neuem und spielte mit dem kleinen Prinzen lustig weiter.

Da meldete man ihm, daß die Versammlung vollzählig sei und ihn erwarte. Hastig sprang er in die Höhe, nachdem er das Kind fast unsanft auf den Boden gesetzt, und war wie verwandelt. Alle Heiterkeit war im Nu aus seinem Antlitz gewichen, und ich erschrak vor dem finsternen und zornigen Ausdruck seiner Züge. Dabei wurde er marmorblaß, denn sogar seine Gesichtsfarbe hatte er ganz in seiner Gewalt. Und das Alles in weniger Zeit, als ich hier nöthig habe, es niederzuschreiben. Er stieß nur die Worte hervor: „Gehen wir!“ und eilte voraus, ohne seiner Gemahlin den Arm zu bieten, was er sonst immer that. Wir folgten in größter Bestürzung. Im Audienzsaal angelangt, ging er sofort und ohne Jemand zu grüßen auf Lord Withworth zu und begann, ohne jegliche Einleitung, sich über das englische Kabinet bitter zu beklagen. Mit jeder Minute wuchs sein Zorn, und die ganze Versammlung stand wie gebannt vor Schrecken; zuletzt konnten seine harten und drohenden Worte kaum mehr den Weg durch seine bleichen, zitternden Lippen finden. Keiner wagte, sich auch nur zu rühren, und tödtliche Angst lag auf allen Gesichtern. Der gute, phlegmatische Lord war selbst so betroffen und verlegen, daß er kaum einige banale Phrasen hervorzubringen vermochte.¹³

Auch eine andere Geschichte gehört ganz hierher, wenigstens insofern, als sie gleichfalls einen charakteristischen Beweis liefert, wie sehr Bonaparte alle seine Gefühle und Regungen in der Gewalt hatte.

Wenn Bonaparte sich auf Reisen oder im Felde befand, so wünschte er manchmal eine kleine Zerstreung, wie er es nannte, um sich von der Last seiner Geschäfte, zu denen auch die Schlachten gehörten, etwas zu erholen. Sein Schwager Murat, oder auch der Palastmarschall Duroc, wurden alsdann mit derartigen zarten Aufträgen betraut. So hatte er auch bei seinem ersten Aufenthalt in Polen Murat, der nach Warschau vorausgereist war, einen solchen Auftrag gegeben. Dieser entledigte sich desselben nach Wunsch, indem er eine junge, hübsche Frau, die an einen alten polnischen Edelmann verheirathet war, für diese Rolle gewann. Sie verstand sich auch dazu, sich in ein dicht vor der Stadt gelegenes Schloß zu begeben, wo der Kaiser schon eingetroffen war, um dort zu übernachten.

Sie kam ziemlich spät in jenem Schlosse an und war, wie sie selbst erzählt und was wir ihr gern glauben wollen, so aufgereggt, daß sie zitterte. Der Kaiser arbeitete noch in seinem Kabinet, und als man ihm die Ankunft der Dame meldete, befahl er kurz und ohne sich weiter daran zu stören, sie gut zu empfangen, sie in die ihr bestimmten Gemächer zu führen und ihr ein Bad und ein Souper bereiten zu lassen. Er selbst setzte hierauf seine Arbeiten bis spät in die Nacht fort. Endlich mußte er sich doch wohl erinnert haben, daß er noch

von Jemand erwartet wurde und er ging in den andern Flügel hinüber, wo er bei der Dame eintrat, ungenirt und wie der Herr des Hauses. Er begrüßt sie und fängt dann, ohne alle Präliminarien, mit ihr ein Gespräch über die politischen Verhältnisse Polens an, befragt und examinirt sie über hundert Dinge, wie ein Polizeikommissar, und verlangt namentlich genaue Notizen über die augenblicklich in Warschau anwesenden polnischen Edelleute. Man kann sich das Erstaunen der jungen Dame denken, die etwas ganz Anderes erwartet hatte, als ein solches Verhör. Sie antwortete aber, so gut sie es vermochte, und erst als sie gar nichts mehr zu sagen wußte, schien ihm einzufallen, weshalb denn eigentlich die Dame in das Schloß und er zu ihr gekommen war.

Diese junge Polin bewies ihm übrigens große Anhänglichkeit und folgte ihm auf mehreren Feldzügen. Später kam sie nach Paris, wo sie einen Sohn gebar, auf den seltsamer Weise die Polen große Hoffnungen für ihre zukünftige Unabhängigkeit setzten. Die Mutter wurde sogar am kaiserlichen Hofe vorgestellt, wo sie natürlich die Eifersucht Josephinens erweckte; nach der Scheidung wurde sie aber eine intime Freundin der Kaiserin und brachte, wenn sie nach Malmaison kam, sehr oft ihren Sohn mit. Sogar in seinem Unglück blieb sie dem Kaiser treu und soll ihn mehrfach in Elba besucht haben, auch in Paris während der verhängnisvollen Hundert Tage gewesen sein. Sie verheirathete sich nach Napoleons völligem Sturz zum zweiten Male; wann ihr erster Gatte gestorben, ist mir unbekannt; sie selbst starb in Paris i. J. 1818. Diese Geschichte hat mir Talleyrand erzählt.¹⁴

Doch jetzt zum Schluß meiner Charakterschilderung.

Kein Mensch war wohl schwerer in wirkliche Rührung zu versetzen, als der im Grunde ganz gefühllose Bonaparte. Und doch habe ich ihn manchmal in einer solchen Gemüthsstimmung gesehen, aber immer nur wie zufällig und vorübergehend, und dann jedesmal von böser Laune gefolgt, wie wenn er sich ärgerte, oder sich schämte, weich geworden zu sein. Ich habe ihn sogar Thränen vergießen sehen, aber sie schienen mehr das Resultat einer nervösen Aufregung zu sein, die mit einer solchen Krisis endigte.¹⁵ „Meine Nerven“, sagte er selbst, „sind ganz unberechenbar, und wenn ich dabei nicht sehr ruhiges Blut hätte, so könnte ich leicht den Verstand verlieren“. Von Corvisart, einem seiner Leibärzte, weiß ich, daß Bonapartes Puls langsamer schlug, als durchschnittlich bei anderen Menschen. So hat ihn auch niemals eine Ohnmacht angewandelt; wie er ebenfalls versicherte, den Ausdruck „schwindelig werden“ gar nicht zu verstehen.

Weil er beständig den Eindrücken des ersten Augenblicks folgte, ließ er sehr oft für die Anwesenden harte und verletzende Worte fallen; ja es schien ihm sogar eine geheime Freude zu machen, Furcht und Schrecken in seiner Umgebung hervorzurufen, die ohnehin schon genug vor ihm zitterte. Dadurch, meinte er, den Eifer und die Hingabe an seine Person zu erhöhen, und aus dem-

selben Grunde zeigte er sich auch niemals aufrichtig zufrieden mit Menschen und Dingen. Er wurde wunderbar prompt bedient, und man gehorchte ihm auf den leisesten Wink und in der Sekunde, und doch klagte er beständig über den schlechten Dienst, so daß immer, wo er ging und stand, und in den kleinsten Details seines täglichen Lebens, eine leise Angst um ihn verbreitet war.

Wenn man sich in einer lebhaften Unterhaltung mit ihm momentan etwas ungezwungener und wohler fühlte und den gestrengen Herrn und Gebieter auf Augenblicke zu vergessen schien, so bemerkte er es alsbald und wußte sogleich, durch irgend ein hartes und rücksichtsloses Wort, Jeden wieder auf seinen Platz, oder richtiger in seine Furcht, zurückzuweisen, und oft grade diejenigen, die er durch einen Schimmer von Leutseligkeit zu einer etwas freieren Rede ermuthigt hatte.

Wenn mein Gemahl, Herr von Remusat, als Intendant der Theater und Hofeste, irgend eine großartige Lustbarkeit oder Schaustellung ihm zu Ehren bereitete, wo alle Künste wetteiferten, das Schönste und Prächtigeste zu leisten, so fragte ich ihn nachher immer, nicht ob der Kaiser zufrieden und vergnügt, sondern ob er diesmal weniger unzufrieden und weniger mißvergnügt gewesen, wie gewöhnlich.

Bonaparte selbst schien dies zu fühlen, wenigstens soll er einmal bei einer Gelegenheit, wo man ihm wieder nichts recht machen konnte, ausgerufen haben: „Wer glücklich und sorgenfrei leben will, muß sich vor mir in dem entlegensten Winkel einer fernen Provinz verstecken, und wenn er dann meinen Tod erfährt, wird er, wie die ganze übrige Welt, erlöst aufathmen.“

Wie ich bereits bemerkte, war ihm auch die noble Generosität völlig fremd. Sie mag manchen Königen angeboren, oder ihnen schon in frühester Jugend anezogen sein – Bonaparte, der Advokatensohn, der Parvenü, kannte sie nicht. Er gab allerdings mit vollen Händen, und seine Geschenke und Belohnungen waren grandios; aber es hatte immer den Anstrich, als wenn er, der Geber, damit den Beschenkten für spätere Dienste erkaufte, und mancher überreich Bedachte mag sich wohl oft im Stillen gefragt haben: Zu welchem Zweck hat er mir so viel gegeben? Deshalb haben auch seine Wohlthaten und Gnadenbezeugungen fast niemals aufrichtige und uneigennützigte Dankbarkeit hervorgerufen. Überdies verlangte er stets, daß alles Geld, was er fortschenkte, auch wieder ausgegeben wurde, und sogar die Schulden seiner Generäle und sonstigen Vertrauten waren ihm ganz recht, weil sie dadurch in immer größere Abhängigkeit von ihm kamen. In dieser Beziehung gab ihm seine erste Gemahlin Josephine alle Ursache, zufrieden zu sein, denn sie war stets mit Schulden überhäuft, und er hütete sich wohl, ihr Budget in Ordnung zu bringen, was er doch so leicht gekonnt hätte, nur um dadurch eine Waffe mehr gegen sie in Händen zu haben.

Meinem Gemahl bestimmte er anfangs eine bedeutende Einnahme, aber un-

ter der ausdrücklichen Bedingung, daß wir dafür auch ein Haus machen und namentlich viele Fremde von Distinktion bei uns empfangen müßten. Wir richteten uns auch demgemäß und nicht ohne große Kosten ein. Bald darauf hatte ich das Unglück, meine Mutter zu verlieren, und wir durften natürlich, wegen unserer Familientrauer, keine Gesellschaften und Bälle mehr geben. Kaum hatte der Kaiser dies erfahren, als er uns das hohe Gehalt sofort entziehen ließ, weil wir, wie er sich ausdrückte, die damit eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen konnten. Wir geriethen dadurch in arge Verlegenheiten, die erst viel später wieder etwas gehoben wurden.

Hier schließe ich; aber wie die Bilder jener Jahre, die ich in der nächsten Umgebung dieses außerordentlichen Mannes erlebte, in meiner Erinnerung immer deutlicher auftauchen, so werde ich im weiteren Verlaufe dieser Memoiren gewiß Gelegenheit haben, diese Skizze noch zu vervollständigen.

Die Mutter Bonapartes

Die Mutter Napoleons, eine geborene Ramolini, hatte i. J. 1767 den königl. Rath und Assessor der Stadt Ajaccio auf Korsika, Carlo Bonaparte, geheirathet, dessen Familie in die Adelsregister der Insel eingetragen war. Man behauptet, daß sie mit dem Gouverneur von Korsika, dem General Marbeuf, in einem sehr intimen Verhältnis gestanden habe, und daß sogar ihr Sohn Napoleon die Frucht dieses Verhältnisses gewesen sei; aber es ist nur ein Gerücht, das hauptsächlich von den Bourbons ausgesprengt wurde. Gewiß ist nur, daß der Kaiser später die Familie Marbeuf immer protegierte und in großen Ehren hielt, was sich aber leicht daraus erklärt, daß der Gouverneur durch seinen Einfluß dem jungen Bonaparte eine Freistelle auf der Kriegsschule zu Brienne ausgewirkt hatte.

Als die Engländer sich i. J. 1793 der Insel bemächtigten, flüchtete Madame Bonaparte, deren Gatte bereits gestorben war, nach Marseille mit allen ihren Kindern, die aber dort nur eine sehr mangelhafte Erziehung erhielten. So sollen namentlich die Töchter nicht allzustrenge nach den Gesetzen der Moral und Sitte gelebt haben, und die Marseiller erinnern sich noch jetzt in dieser Beziehung verschiedener bunter Geschichten. Der Kaiser selbst war nie für Marseille sehr eingenommen, und zwar einzig und allein deshalb, weil er den Einwohnern nicht verzeihen konnte, seine Familie in beschränkten und untergeordneten Verhältnissen gesehen zu haben, was im Grunde höchst albern und verkehrt war; aber der Stadt und der ganzen Provinz hat diese kleinliche Ranküne stets sehr geschadet.

Als ihr Sohn Napoleon seine große Laufbahn begann, zog seine Mutter nach Paris, wo sie als „Madame Mère“ von einem glänzenden Hofstaat umgeben